

Zeitschrift: Jahrbuch für Solothurnische Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Solothurn
Band: 94 (2021)

Artikel: Die Fremde im Haus : zur Lage der weiblichen Hausangestellten in Olten um 1900
Autor: Heim, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-965110>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Fremde im Haus

Zur Lage der weiblichen Hausangestellten in Olten um 1900

Peter Heim

Zäzilie soll die Fenster putzen,
sich selbst zum Gram, jedoch dem Haus zum Nutzen.

«Durch meine Fenster muss man», spricht die Frau,
«so durchsehn können, dass man nicht genau
erkennen kann, ob dieser Fenster Glas
Glas oder blosse Luft ist, merk dir das.»
Zäzilie ringt mit allen Menschenwaffen ...
Doch Ähnlichkeit mit Luft ist nicht zu schaffen.
Zuletzt ermannt sie sich mit einem Schrei -
und schlägt die Fenster allesamt entzwei!
Dann säubert sie den Rahmen von den Resten,
und ohne Zweifel ist es so am besten.
Sogar die Dame spricht zunächst verdutzt:
«So hat Zäzilie ja noch nie geputzt.»

Doch alsobald ersieht man, was geschehn
und sagt einstimmig: «Diese Magd muss gehn!»

Dieses bekannte Gedicht, das Christian Morgenstern, der Dichter der humoristischen «Galgenlieder», 1912, zwei Jahre vor seinem Tod, schrieb, thematisiert den stillen Klassenkampf, der sich täglich in privaten Haushalten abspielte. Die jungen Frauen, die zu Abertausenden in bäuerlichen und bürgerlichen Haushalten meistens nur kurze Zeit dienten, haben kaum Spuren

hinterlassen. Von den meisten kennen wir bloss Namen und Heimatort, dazu vielleicht die Daten ihrer Geburt sowie ihrer An- und Abmeldung auf den Einwohnerämtern. Woher sie kamen und wo sie ihre nächste Stelle fanden, erfährt man nur in Ausnahmefällen.

Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein bildeten die Hausangestellten die grösste weibliche Berufsgruppe. Die historische Forschung beschäftigt sich erst seit Ende der 1970er-Jahre mit diesem Thema. Über den Arbeitsalltag der weiblichen Dienstboten besteht heute eine umfangreiche Literatur.¹ Sie waren «Mädchen für alles», zuständig für Kochen, Waschen, Nähen, Bügeln, Putzen, Einkaufen, Kindererziehung. Ihr Tagesablauf war minutiös verplant, ein 16-Studentag war die Regel, ebenso niedriger Lohn, schlechte Kost und ungenügende Unterbringung.

Mädge für alles und jedes

Noch im 19. Jahrhundert wurden die weiblichen Hausangestellten durchwegs als «Mägde» bezeichnet, ob sie nun in Privathaushalten tätig waren oder in gewerblichen Betrieben. Die handschriftlichen Register der Oltner Einwohnerkontrolle enthalten für den Zeitraum von 1850 bis 1900 die Namen von weit über 4000 Mägden. Anhand der Angaben über deren Heimatorte lässt sich das Rekrutierungsumfeld in etwa abstecken, häufig finden sich auch Hinweise auf ihre Arbeitgeber: Private, Wirte und andere Gewerbetreibende.

Über 80 Prozent der Mädchen waren Schweizerinnen aus den vorwiegend agrarischen Gebieten der Kantone Solothurn, Bern, Aargau, Luzern und Baselland. Unter den Ausländerinnen bildeten die Immigrantinnen aus Süddeutschland (Elsass, Baden, Württemberg, Bayern) die weitaus grösste Gruppe.

Wir dürfen annehmen, dass die meisten von ihnen den ländlichen Unterschichten entstammten.² Der Dienst in grösseren Bauernhöfen oder in städtischen Haushalten und Gewerbebetrieben stellte für sie, abgesehen von der Fabrikarbeit, die fast einzige Möglichkeit ausserhäuslicher Erwerbstätigkeit und damit der Entlastung des Elternhauses dar. Aus der Sicht der kleinbäuerlichen Familien bedeutete der Mägdedienst auch eine willkommene Vorbereitung ihrer Töchter auf deren spätere Rolle als Mütter und Haus-

¹ Meine allgemeinen Ausführungen stützen sich im Wesentlichen auf die Darstellung von Regula Bochsler und Sabine Gisiger, *Städtische Hausangestellte in der deutschsprachigen Schweiz des 20. Jahrhunderts*. Zürich 1989, mit ausführlichem Literaturverzeichnis.

² Eine absolute Ausnahme bildet die aus einer der vornehmsten Zürcher Familien stammende Johanna Maria von Meiss (22), welche sich vom 14. Oktober 1896 bis zum Februar 1897 als Magd im Hause des Augenarztes Felix Adolf Heim an der Jurastrasse aufhielt (Adressbuch 1896/7).



Abb. 1: Mägdekoffer der Katharina Lüthi von Deitingen, 1850 (Historisches Museum Olten).

frauen. Die Einbindung in einen privaten Haushalt galt zudem als wirksamer Schutz vor den Gefahren des Lebens in der Stadt. Diese dürften zwar in Olten viel geringer gewesen sein als in Grossstädten wie Basel, Genf oder Zürich, aber auch hier waren diesbezügliche Befürchtungen nicht ganz unberechtigt.³

Berufliche Differenzierung

In den ersten Adressbüchern, welche die Oltner Einwohnerkontrolle seit 1896 alle paar Jahre erscheinen liess,⁴ werden die weiblichen Dienstboten nicht mehr summarisch als «Mägde» aufgeführt, sondern in zunehmendem Masse differenziert nach ihren spezifischen Funktionen in den Bereichen Privathaushalt, Gastgewerbe bzw. Hotellerie und Kleingewerbe. Dabei scheint sich unter ihnen mit der Zeit eine gewisse Hierarchie herausgebildet zu haben: Dienstmädchen begannen ihre Karriere häufig auf einem sogenannten «Dienstplätzchen» bei Leuten, die ihre Hilfe dringend nötig hatten, aber nicht

3 Die un- oder angelernten Tätigkeiten in Gastwirtschaften und Hotels genossen einen zweifelhaften Ruf (Bochsler/Gisiger, S. 46). Der bürgerliche «Verband für Frauenbestrebungen» unterstützte den «Schweizerischen Nationalverein gegen den Mädchenhandel» 1914 mit 20 Franken (StA Olten, VA 01.12, Prot. 1914.01.21.).

4 Oltner Adressbücher liegen für die Jahre 1896/7, 1901, 1907, 1911, 1916, 1922, 1929, 1936 vor. Seit 1950 erschienen sie regelmässig im Abstand von vier Jahren, letztmals im Jahre 1990.

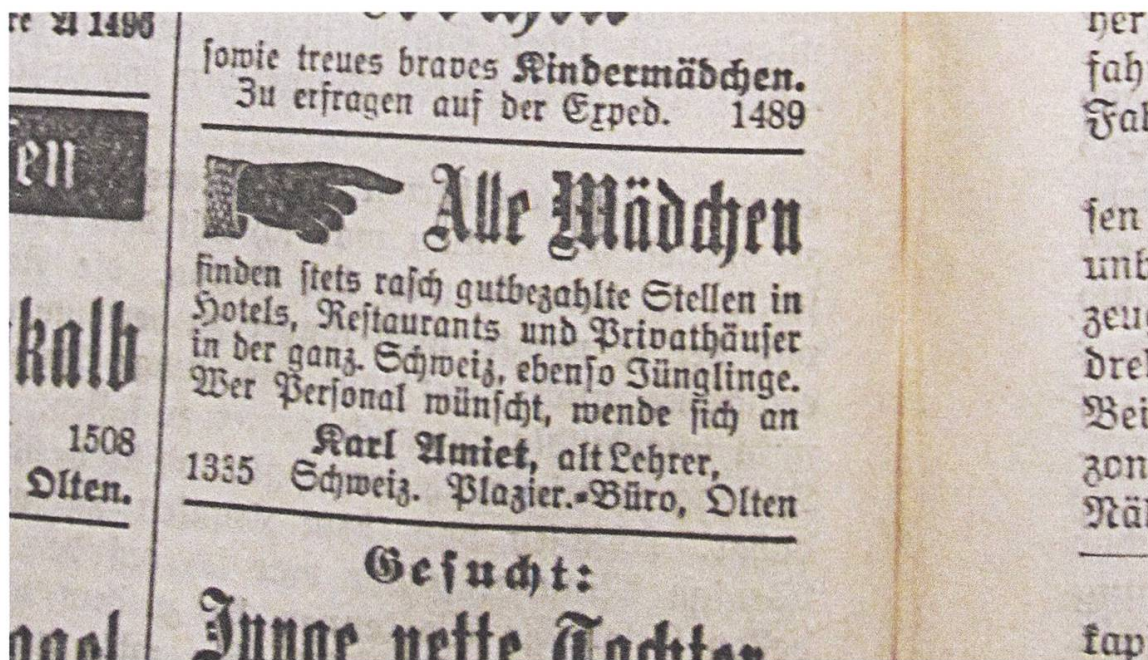


Abb. 2: Inserat im Oltner Tagblatt vom 21. Juli 1916.

viel dafür bezahlen konnten oder wollten, und erlangten erst mit der Zeit eine Anstellung in besseren Häusern, wo sie die Arbeit mit einer oder mehreren Kolleginnen teilen konnten und wo sie auch besser entlohnt wurden.⁵ Im Gastgewerbe waren Kellnerinnen oder Serviertöchter weniger angesehen und geringer entlohnt als etwa Köchinnen; Saaltöchter, Küchen-, Zimmer- und Badmädchen waren der Aufsicht von höheren Hotelangestellten bzw. Buffetdamen unterstellt. Im Kleingewerbe schliesslich wurde zwischen Ladentöchtern und Ladenfräulein unterschieden.

Stellenvermittlung

Bei der Stellenvermittlung dürften im 19. Jahrhundert, neben Hinweisen von Verwandten und Bekannten, auch Pfarrherren und Lehrer eine Rolle gespielt haben, welchen die Mädchen und deren Familien persönlich bekannt waren. Später etablierten sich gewerbliche «Plazierungsbureaux für Dienstboten». Das Oltner Adressbuch von 1896/97 nennt gleich fünf dieser Art, welche, von Witwen oder Tagelöhnern geführt, nicht alle einen einwandfreien Ruf genossen zu haben scheinen und nach kurzer Zeit wieder verschwanden.⁶ Länger halten konnten sich die Bureaux des einstigen Lehrers Karl Amiet, der Witwe Emma Frey-Michel und der engagierten Sozialistin Katharina Arenz.⁷

⁵ Bochsler/Gisiger, S. 38f.

⁶ ebenda, S. 47.

⁷ Adressbücher 1897 bis 1916.

Mädchenschutz

Die Gerüchte über die sittliche Gefährdung der jungen Mädchen riefen bürgerlich-gemeinnützige Gesellschaften, Frauenvereine sowie kirchliche Kreise auf den Plan, welche die gewerblichen «Platzierungsbureaux» allmählich verdrängten. In vielen Städten entstanden seit den 1880er-Jahren römisch-katholische «Marienheime», auf protestantischer Seite riefen die «Freundinnen junger Mädchen» in der ganzen Schweiz «Marthahäuser» ins Leben. In Olten nahmen sich 1907 der «Christliche Jungfrauenverein» und der «Evangelische Töchterverein» der alleinstehenden Mädchen an, das Adressbuch von 1916 zählt Organisationen aller drei Konfessionen auf, welche denselben Zweck verfolgten:

- die Subkommission für das Platzierungswesen der Gemeinnützigen Gesellschaft Olten-Gösgen unter der Leitung des christkatholischen Pfarrers Emil Meier;
- die Oltner Sektion des reformierten «Deutschweizerischen Frauenvereins zur Hebung der Sittlichkeit» unter dem Präsidium von Frau Pfarrer Fueter;
- die Lokalsektion des «Römischkatholischen Mädchenschutzvereins für gefährdete und gefallene Mädchen» unter ihrer Präsidentin Alice Büttiker.⁸

Welchen Erfolg diese Bemühungen zeitigten, lässt sich schwer feststellen. In den seit 1913 vorliegenden Akten der Vormundschaftsbehörde ist hin und wieder die Rede von ungewollten Schwangerschaften von Dienstmädchen oder Kellnerinnen.

Bemerkenswert ist ein Vaterschaftsverfahren gegen den Adoptivsohn einer bekannten Oltner Familie, das damit endete, dass die Mutter abgefunden und das Neugeborene in Adoption gegeben wurde, um die Kosten zu begrenzen und den Ruf der Familie zu schützen.⁹ Fälle von Prostitution betrafen einzelne Wirtspersonen, welchen das Patent jeweils sofort entzogen wurde und die sich vor Gericht verantworten mussten.¹⁰

⁸ Largiadèr, Ursina: Vom «geistigen Bollwerk zum Schutz der jungen Mädchen» zur SOS Bahnhofhilfe. 100 Jahre Compagna/FJM Solothurn-Olten. In: JBSolG 90/2017, S. 263–280.

⁹ StA Olten, GA 06.06.03, Akten der Vormundschaftsbehörde 1915/16, S. 797–829. Das Kind wuchs unter anderem Namen in Olten auf.

¹⁰ Während des Krieges untersagte das Platzkommando den in Olten stationierten Militärpersonen den Besuch der Wirtschaften im «Tripolis» sowie der Lokale «Brauerei Trog», «Gotthard», «Klosterbräu» und «Jura», welche im Verdacht unsittlichen Wirtschaftsbetriebes standen (StA Olten, Prot. Polizeikommission 1915 Dez. 22.). S. auch Heim, Peter: Wer einmal auf die schiefe Bahn gerät... Eine Frauengeschichte aus dem alten Olten. In: Oltner Neujahrsblätter 2012, S. 24–26.

Arbeitsalltag

Unsicheres Gelände betreten wir mit der Frage nach dem Arbeitsalltag der weiblichen Dienstboten im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Dass sich die bürgerlich-kirchlichen Organisationen damit weniger beschäftigten als mit Fragen der Sittlichkeit, erklärt sich ein Stück weit daraus, dass die Dienstherrinnen der Arbeitsleistung ihres Personals zumindest teilweise ihre Emanzipation von der Alltagsknechtschaft in Küche, Waschraum und Kinderzimmer verdankten. Das Bild, das sich aus den umfangreichen sozialgeschichtlichen Forschungen der letzten Jahrzehnte ergibt, beruht zum grössten Teil auf Selbstzeugnissen von Betroffenen, welche nur ausnahmsweise bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts zurückreichen.

In Olten waren die Hausangestellten durch die Kasse des 1866 gegründeten Krankenunterstützungsvereins versichert;¹¹ sonst aber boten ihnen gesetzliche Schranken, anders als es bei den Fabrikarbeiterinnen der Fall war, kaum Schutz vor der Ausbeutung ihrer Arbeitskraft, weder hinsichtlich der Arbeitszeit noch der Verpflegung, Unterbringung oder Entlohnung. Mit der Einführung des Obligationenrechts im Jahre 1883 wurden die kantonalen Dienstordnungen zwar durch eine gesamtschweizerische Regelung abgelöst, im Einzelnen blieben deren Bestimmungen aber wenig verbindlich. Daran änderte sich auch durch die Revision von 1912 kaum etwas. Ein «praktischer Ratgeber», welcher 1914 im Orell-Füssli-Verlag erschien, hält fest, dass die Zimmer von Dienstmädchen nicht heizbar zu sein bräuchten, da sie ohnehin nur als Schlafräume benutzt würden. Auch Fenster ins Freie seien deshalb nicht erforderlich; in den Betten könnten durchaus zwei Mädchen zusammen schlafen. Auch die Arbeitszeit wurde nicht begrenzt, entsprechende Regelungen durch das Zürcher Ruhetagsgesetz wurden 1905 durch die bürgerlichen Frauenvereine bekämpft. Dass das sich aus solchen sporadischen Hinweisen ergebende Bild auch für die Lebensumstände mancher Oltner Dienstmädchen zutreffen könnte, legt ein Leserbrief nahe, welcher am 7. Mai 1918 im sozialdemokratischen Parteiorgan «Neue Freie Zeitung» erschien: Der Monatslohn einer 19-Jährigen wird mit 20 Franken angegeben, die tägliche Arbeitszeit mit 15 Stunden; das Zimmer sei unbeheizt gewesen, die Mahlzeiten, welche das Mädchen allein in der Küche einzunehmen hatte, zu knapp bemessen.

11 Oltner Wochenblatt 1866 März o6.

Herrschaft und Dienstboten

Was das Verhältnis zwischen Dienstpersonal und Herrschaft betrifft, gibt es durchaus Beispiele einer gewissen Vertrautheit oder gar Freundschaft zwischen Dienstherrinnen und ihren Angestellten. So bewahrte die sozial engagierte Oltnerin Hedwig Kully, eine Nichte des einstigen Bundesrates Bernhard Hammer, rührende Briefe von früheren Dienstmädchen auf.¹² Häufiger aber dürfte das zutreffen, was die selbst aus ärmlichen Verhältnissen stammende italienische Lyrikerin Ada Negri um 1910 über ihre Beziehung zu ihrem Dienstmädchen schrieb:

«Dieses menschliche Geschöpf, das unter meinem Befehl steht, von meinem Willen und meinen Launen abhängig ist, das höchstens am Sonntag Nachmittag ein bisschen persönliche Freiheit hat; diese Fremde, die allein in ihrer Küche sitzen muss, während wir in fröhlicher Gemeinschaft und in anregendem Gespräch am Tisch des Speisezimmers sitzen; diese Unbekannte, die zu uns nur in respektvoller Entfernung spricht und zu allem, was sie tun will, unsere Erlaubnis haben muss, hat mir immer Misstrauen und Mitleid eingeflösst. Sie erschien mir immer als eine heimliche, schweigende Feindin [...]. Sie hilft der jungen Herrin beim Frisieren und wenn sie sich für das Theater oder für die Gesellschaft anzieht; sie sieht sie weggehen, elegant, strahlend im Ballkleide, im Pelzmantel; sie aber, das weiss sie, muss den ganzen Abend zu Hause bleiben und die Kinder hüten, während vielleicht unten an der Strassenecke ihr Liebster wartet. In vielen Häusern bekommen die Dienstmädchen von allem Guten, das auf den Tisch kommt, Süssigkeiten, leckeren Speisen, auch nicht einmal zu kosten; die Herrin verschliesst alles sorgfältig in der festen Überzeugung, damit eine der heiligsten Hausfrauenpflichten zu erfüllen. Und die Fremde die zu uns gekommen ist, man weiss nicht woher, und die morgen wieder gehen wird, man weiss nicht wohin, kann in kurzer Zeit sich unserer grössten Geheimnisse bemächtigen: sie sieht die Herrin im Bett und im Bad, kennt ihre falschen Haare und die Tränen, die sie ungesehen zu weinen glaubt, hört den häuslichen Zank mit an, bessert die schlechte Wäsche aus, die unter äusserem Flitter und Luxus verborgen wurde, und ist Mitwisserin von allem, was im Hause geschieht. Sie kann uns nicht lieben, die unterjochte Frau, der

¹² StA Olten, PA E 13.01.02, Schreiben von Franziska Lehmann 1909 Okt.16.



Abb. 3: Dienstmädchen mit Kindern vor dem Chalet Riggerbach (StA Olten, Fotoarchiv).

wir unser Haus anvertrauen, damit sie es putze wie einen Spiegel,
und vor deren Augen wir all unsere Schränke verschliessen, als
wenn wir sagen wollten: «Ich nehme an, dass du keine Diebin bist,
aber Vorsicht kann nie schaden...»¹³

¹³ Neue Freie Zeitung 1911 Juli 29. - Ada Negri entstammte selbst ärmlichen Verhältnissen. Dank der Unterstützung der Mutter konnte sie studieren und Volksschullehrerin werden. 1896 heiratete sie den Unternehmer Federico Garlanda, von dem sie eine Tochter hatte. 1910 trennten sich die beiden. Nach 1914 wandte sich Negri von den sozialistischen Ideen ihres Frühwerks ab und der katholischen Kirche zu.

Organisation

Die Versuche von kirchlicher und sozialistischer Seite zur Organisation der Dienstboten reichen bis in die 1880er-Jahre zurück. Mit grossem Erfolg nahm sich die römischkatholische Kirche dieser Frage an. Nach ersten Versuchen in St. Gallen und Zürich entstand 1910 auf Initiative eines St. Galler Geistlichen der «Schweizerische Verband der Dienstbotenvereine». Der Schwerpunkt der kirchlichen Aktivitäten lag, wie bereits im Abschnitt über «Mädchenschutz» angetönt wurde, in der religiösen und sittlichen Unterweisung sowie in der karitativen Unterstützung der Mitglieder und der in den Mädchenheimen logierenden Frauen sowie der Stellenvermittlung. Bemühungen um bessere Arbeitsbedingungen standen erst an zweiter Stelle.¹⁴

Während die katholischen Standesvereine kaum mit Überlebensschwierigkeiten zu kämpfen hatten, stiessen die Versuche zur Gründung sozialistischer Dienstmädchengewerkschaften auf enorme Schwierigkeiten. Was für St. Gallen und Zürich zutraf¹⁵, galt erst recht für Kleinstädte wie Olten.

Der früheste Hinweis auf dergleichen Aktivitäten reicht ins ausgehende 19. Jahrhundert zurück. Als Oltner Waschfrauen bessere Entlohnung forderten («Mehr Lohn oder es gibt nichts mehr Sauberes!»), lenkten die «Hausmütter» ein, worauf der Konflikt friedlich beigelegt wurde.¹⁶ Im Jahre 1903 prangerte die sozialistische Presse die misslichen Arbeitsbedingungen der Kellnerinnen in der Wirtschaft «zum Halbmond» und im Bahnhofbuffet an.¹⁷ Besonders exponierte sich in dieser Frage der Augenarzt Felix Adolf Heim, der in den ersten Jahren der Oltner SP eine führende Rolle spielte. Das «Oltner Tagblatt» bezichtigte ihn, der in seinem herrschaftlichen Haus am Aarequai selbst zwei Dienstmädchen beschäftigte, der «Aufhetzung der Wäscherinnen und Hausputzfrauen».¹⁸

Dass sich der 1911 gegründete sozialdemokratische Arbeiterfrauenverein der Hausangestellten nur nebenbei annahm, ist darauf zurückzuführen, dass man sich der Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens bewusst war. Denn für die meisten bedeutete der Hausdienst bloss eine Übergangsbeschäftigung zwischen Schule und Heirat.¹⁹ Viele verwendeten ihre Energie mehr dazu,

14 Bochsler/Gisiger, S. 270–275. Immerhin nahm die Solothurnische Volkspartei 1917, in Rücksicht auf ihren christlichsozialen Parteiflügel, die Schaffung eines Dienstbotengesetzes in ihr Parteiprogramm auf (Oltner Nachrichten 1917 Jan. 19.).

15 ebenda, S. 275–286.

16 Berner Tagwacht 1896 Sept. 16.

17 ebenda 1903 Juni 17. und Sept. 12.

18 Oltner Tagblatt 1906 Jan. 18.

19 Darauf wies die schweizerische Arbeiterinnensekretärin Marie Walter in einem Referat an einer Frauenversammlung in Olten hin (Neue Freie Zeitung 1911 Nov. 08.).

diesem Beruf zu entrinnen, als sich für seine Verbesserung einzusetzen. Geprägt durch ihre Herkunft aus ländlich patriarchalen Verhältnissen nahmen die meisten Mägde die Autorität ihrer Herrschaft als unverrückbar in Kauf; die Auflehnung gegen Missstände in Form des Beitritts zu einem politisch aktiven Verein lag ausserhalb des für sie Denkbaren. Vor diesem Hintergrund wird auch der Erfolg der konfessionellen Vereine verständlich: Diesen anzugehören bedeutete keinen Bruch mit dem Herkunftsmilieu, sondern die Fortsetzung der religiösen Erziehung. Hinzu kam der Widerstand der Herrschaften gegen eine politische Betätigung ihres Personals und die Tatsache, dass es die knapp bemessene Freizeit den Dienstboten kaum ermöglichte, sich an Vereinsaktivitäten zu beteiligen.²⁰

Immerhin wurde die Dienstbotenfrage an der vierten schweizerischen Frauenkonferenz in Zürich vom 4. Juli 1913 thematisiert, an welcher sich aus Olten 59 Genossinnen und 18 Genossen beteiligten. Lina Chait, die im Auftrag des Schweizerischen Arbeiterinnenvereins für das Thema zuständig war, listete auf, was aus ihrer Sicht zur Lösung der Dienstbotenfrage zu tun wäre:

«Das mangelnde Klassenbewusstsein müsste erweckt und grossgezogen werden in einer Vereinigung aller Hausangestellten, der männlichen und der weiblichen, denen sich im weiteren noch zugesellen müssten die Wäscherinnen und Glätterinnen, die Fensterreiniger, das Abwarte- und Reinigungspersonal in Schulhäusern und anderen öffentlichen Gebäuden. Durch die fortwährende Berührung mit den letztgenannten Berufs- und Lohnarbeitern müsste in Bälde auch den Hausbediensteten die Einsicht aufdämmern, dass bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen nur anzustreben und zu erlangen sind auf dem Wege geeinter Kraft und Macht, mittels der gewerkschaftlichen Organisation.»²¹

Von diesen hehren Zielen war man indessen noch weit entfernt und sie sollten auch nie realisiert werden. Es blieb bei gelegentlichen verbalen Protesten, vor allem der jungsozialistischen Mädchengruppe, gegen «Patrioten», die ihre Dienstmädchen nur um das magere Essen arbeiten liessen».²²

20 Bochser/Gisiger, S. 295–298.

21 Neue Freie Zeitung 1913 Juli 11.

22 ebenda 1914 Dez. 11.



Abb. 4: Hedwig F. im Alter von ca. drei Jahren (Foto: Privatbesitz der Familie F.).

Eine unter Tausenden: Hedwig F.

Durch die Räumung einer Altliegenschaft in Dulliken kam das Stadtarchiv Olten vor ein paar Jahren in den Besitz eines Privatnachlasses, worin sich unter anderem auch ein umfangreiches Dossier betreffend die Vormundschaft über das Waisenkind Hedwig F. befindet.²³

Hedwig wurde am 19. Dezember 1900 als aussereheliches Kind der Julia, Tochter eines Kleinbauern im solothurnischen Niederamt geboren. Der Name des Kindsvaters wurde nie bekannt.²⁴ Als die Mutter am 19. Dezember 1903 im Alter von 25 Jahren an Lungenschwindsucht starb, hinterliess sie ihrem Kind eine Barschaft von Fr. 3053.80, die von der Grossmutter um 1000 Franken ver-

23 StA Olten, PA F 06.02-07. Der wirkliche Name der Familie wurde aus Gründen des Datenschutzes anonymisiert. Die schriftliche Einwilligung der Familie zur Publikation dieses Artikels liegt vor.

24 In einem Brief an ihre Verwandten vom 24. November 1920 schreibt Hedwig selbst, schon viele hätten ihr gesagt, sie sei «von so einem Schwarzen». Was sie damit meinte, ist nicht ganz klar. Ihren Verwandten gab sie später an, ihr leiblicher Vater sei ein Italiener gewesen.

mehrt wurde. Die Vormundschaft übernahm Julius Bruder Constantin, der als konservativer Kommunalpolitiker und Kassier der christlichsozialen Krankenkasse, des römischkatholischen Kirchenrates und des Kirchenchors in den lokalen Auseinandersetzungen der Kulturkampfzeit eine wichtige Rolle spielte. Als Hedwigs Vormund war er stets darauf bedacht, dass die Familie durch die Ausgaben für sein Mündel nicht zusätzlich belastet wurde.

Das kränkliche Mädchen wurde nach dem Tod seiner Mutter eine Zeitlang im Kantonsspital Olten gepflegt und danach ins Waisenhaus St. Ursula in Deitingen zu einem reduzierten Kostgeld von 150 Franken pro Jahr verlegt. Um weitere Kosten zu sparen, nahm Onkel Adolf, Lokomotivführer in Olten, die Kleine zu sich. Hier wuchs das Mädchen an der Feigelstrasse auf und trat 1907 in die 1. Klasse bei Fräulein Schmassmann im Hübelischulhaus ein. 1908 wurde Hedwig von Adolfs Bruder Otto und dessen Frau in Starrkirch-Wil übernommen, womit sie den Rest ihrer obligatorischen Schulzeit im dortigen Schulhaus zu absolvieren hatte.

Im April 1914 wurde Hedwig vom katholischen Mädchenschutzverein Olten für ein Jahr als Dienstmädchen bei Ammann Studer in Kappel platziert. Im Mai 1916 erhielt sie eine zweite Stelle bei einer Frau Wassmer in Suhr bei Aarau, die sich beim Vormund bald bitter über das pubertierende Mädchen beklagte: «Lohn kann ich diesem Kind leider nicht geben, da es kaum das Essen verdient [...] Hätten Sie früher auf seine Auferziehung geschaut, wäre es nicht so ein verdorbenes Mädchen, das einer Frau solche Grobheiten macht.»²⁵

Im Herbst 1916 diente Hedwig bei einem Walter Heim in Neuendorf. Auf einer Postkarte forderte sie von ihrem Vormund ungeduldig Geld für neue Kleider.²⁶

Im September 1917 trat Hedwig in die Dienstbotenschule des aargauischen katholischen Mädchenschutz-Fürsorgevereins in Bremgarten ein, wo sie unter der Leitung von Ordensschwestern einen einsemestrigen Hauswirtschaftskurs besuchte. Über die Exerzitien, welche sie dort zu absolvieren hatte, schickte sie ihrer Stiefschwester Ida einen begeisterten Bericht:

«O, wie war das eine schöne Zeit, diese vergesse ich mein ganzes Leben nicht mehr. Wir durften 3 Tage kein Wort sprechen und ich hatte jeden Tag 4 Vorträge. Könnte ich nur diese Zeit noch einmal mitmachen. Und sonst gefällt es mir hier sehr, ich denke schon daran, dass ich diese lieben ehrwürdigen Schwestern bald verlassen muss.»²⁷

25 StA Olten PA F 06.02, Schreiben 1916 Mai 12.

26 Ebd., Postkarte 1916 Okt. 12.

27 Ebd., Schreiben 1917 Nov. 25.



Abb. 5: Die Zwanzigjährige
(Foto: Privatbesitz der Familie F.).

Nachdem die geplante Verlegung in die nahe gelegene Pflegeanstalt des Zisterzienserinnenklosters Gnadenthal nicht zustande gekommen war, platzierte der aargauische Mädchenschutzverein Hedwig bei einer Familie in Bremgarten. «Es ist dies eine rechtschaffene katholische Familie mit 3 Kindern und haben auch etwas Land und Garten. Hedwig wird in allen Arbeiten nachgenommen und ist gut gehalten.»²⁸

Da sich Hedwig offenbar über unzureichende Verpflegung im Hause Steiner beklagt hatte, vermittelte ihr die Dienstbotenschule eine Lehrstelle in der Stickerei Jakob Rohner AG im St. Galler Rheintal: «Das Mädchenheim Widnau ist ein Ort, wo die jungen Leute nur Kost und Logis haben und in jeder Beziehung gut aufgehoben sind. Wir wissen genau, dass die Verpflegung sehr gut, reichlich und billig ist. Daneben gehen die Mädchen in die Stickereifabrik, wo die Arbeit jedenfalls nicht schwer ist und im Anfang ist Lehrzeit, da kann man

²⁸ Ebd., Schreiben der Dienstbotenschule Bremgarten an Hedwigs Vormund 1918 Febr. 12.

nicht von strenger Arbeit reden, sodass Hedwig nach unserem Dafürhalten diese Arbeit schon machen darf.»²⁹

Im September trat Hedwig ihre Lehrstelle an. Darüber schickte sie ihrem Vormund einen ausführlichen Bericht:³⁰

«Schon sind vier Wochen verflossen, seitdem ich von zu Hause fortging. [...] Um 5 Uhr reiste ich in Olten ab, ich kam 6.38 in Bremgarten an, dort kam ich noch rechtzeitig in die Frühmesse, wo ich noch Frau Steiner traf. Sie sagte, sie wünsche mir Glück und hoffe, dass ich's jetzt besser bekomme als bei ihr. Ich ging noch in die Dienstbotenschule und erhielt dort noch ein gutes Frühstück. Bald nahm ich von den lieben Schwestern und Fräuleins Abschied und reiste in Begleitung von Fräulein Schweizer und einem anderen Mädchen 8.47 in Bremgarten ab. (Nach einem längeren Zwischenhalt in St. Gallen kam man um 4 Uhr nachmittags in Heerbrugg an.) Im Heim angekommen wurden wir aufs freundlichste empfangen von der ehrwürdigen Schwester Oberin. Dieselbe besichtigte dann mit Fräulein Schweizer das gesamte Heim. Und wir durften auch das gleiche tun mit einigen Mädchen, dann ging Frl. Schweizer auf den letzten Zug. Nun fühle ich mich glücklich und zufrieden im Marienheim. Diese drei Wochen, welche ich in die Fabrik (ging), hatte ich keinen Lohn, 14 Tage werden zurückbehalten und wird ausbezahlt, wenn man fortgeht. Deshalb habe ich jetzt 13 Fr. Schulden.»³¹

Auch hier hielt es Hedwig nicht lange aus. Schon im Frühjahr 1919 kehrte sie nach Hause zurück und fand wieder eine Stelle als Dienstmädchen im Haus des christkatholischen Pfarrers Emil Meier in Olten, dessen Frau den bürgerlichen «Verband für Frauenbestrebungen» präsidierte. Schon ein halbes Jahr später wechselte sie die Stelle erneut und trat bei Zugführer Franz Wiederkehr an der Rosengasse ein. Im Januar 1920 erfolgte die Abmeldung nach Schönenwerd.³² Eine Rechnung des Aussteuergeschäfts Landolt in Schönenwerd an Hedwigs Adresse «im Feld» deutet darauf hin, dass sie inzwischen Bekanntschaft gemacht hatte und ans Heiraten dachte.³³

29 StA Olten PA F o6.02, Schreiben der Dienstbotenschule Bremgarten an Hedwigs Vormund 1918 Aug. 18.

30 Zur inhaltlichen Beurteilung dieses Briefes ist zu bedenken, dass die Post der Insassinnen von der Leitung des Mädchenheims zensuriert wurde. (s. Marti, E.: Arbeiterinnenheime in der schweizerischen Textilindustrie. In: Gewerkschaftliche Rundschau 20/1928, S. 14–19).

31 Ebenda, Schreiben Hedwigs an ihren Vormund 1918 Sept. 8.

32 StA Olten, Einwohnerregister II, Nr. 2551 B.

33 StA Olten, PA F o6.02, Rechnung 1919 Dez. 15.



Abb. 6: Hedwig und Alfred mit ihrem Söhnchen 1921 (Foto Privatbesitz der Familie F.).

Im Juli wurde Hedwig schwanger. Als Erzeuger klagte sie einen Velohändler in Schönenwerd an, dieser jedoch bestritt, mit der Klägerin intimen Verkehr gehabt zu haben.³⁴

Ihr Gesundheitszustand hatte sich inzwischen dermassen verschlechtert, dass sie sich ins Sanatorium Allerheiligenberg begeben musste. Da sie inzwischen volljährig geworden war, konnte sie dies tun ohne jemanden um Erlaubnis zu bitten, aber wer sollte die teure Kur bezahlen? Zum Glück hatte sie inzwischen einen jungen Mann namens Alfred kennen gelernt, der sich bereit erklärte, sie zu heiraten und mit ihr zusammen für das Kind zu sorgen.

In einem Brief vom 24. November 1920 rechnete die werdende Mutter voller Bitterkeit mit ihrer Verwandtschaft ab:

«Wie Ihr [...] vernommen habt, bin ich jetzt auf dem Allerheiligenberg. Bin halt gleich gegangen, ob's Ihnen recht war oder nicht, mir kommt's erster Reihe auf die Gesundheit an, und Ihnen halt aufs Geld. Ihr sagtet ja, als Ihr mir das Geld geben musstet, nicht einmal meine Kleider könne ich verdienen, aber ich kann nichts dafür. In Stellen konnte ich fast nichts kaufen und seit ich in die Fabrik ging, habe ich

34 ebenda, Schreiben an Oberamt Olten-Gösigen 1921 Sept. 1.

viel angeschafft und musste noch immer ans Bett zahlen und war die halbe Zeit krank und dann hiess es noch, ich sei zu faul zum Arbeiten. Es wäre besser gewesen für mich, Ihr hättet mich getötet, als meine Mutter starb, oder hättet Ihr mich fortgetan von klein auf, damit ich nie meine Herkunft erfahren hätte. Aber ich musste zu meinen Verwandten, die mich nur wegen dem Geld hatten und mich hungern liessen und behandelten wie einen Hund. Und nachher (wurde ich) unter fremden Leuten herum geschupft, ohne die Liebe eines Menschen bin ich aufgewachsen. Ihr könnt gewiss nicht sagen, ich hätte eine glückliche Jugend hinter mir. Aber Ihr waret nur froh, wenn ich kein Geld verlangte. Aber meinem Kinde wird es nicht so gehen, nie soll es seine Herkunft erfahren, das hat mir Alfred versprochen und wird es halten.

Am 20. Januar kann ich heim oder fort von hier, dann werden wir heiraten und könnte ich nicht heiraten, so würde mein Kind nicht lebend zur Welt kommen, und wenn ich ins Zuchthaus käme, ich pfeif dann auf die Religion und auf den Pfarrer, es ist mir nämlich schon von vielen gesagt worden, ich sei von so einem Schwarzen.

Ihr werdet wieder Freude haben, ich muss nämlich wieder Geld haben und zwar bald 50 Franken. Ich habe allerlei zu wenig, muss eine Bettflasche kaufen, Thermometer und sonst noch allerlei. Die Wäsche kostet auch viel, das muss ich besonders zahlen. Die Krankenkasse zahlt's nicht, es kostet nämlich alle Tage 5.50, von Neujahr an 6 Franken Pensionspreis. Wollte lieber ich wäre auf dem Friedhof, dann brauchte ich kein Geld mehr. Aber Ihr müsst es mir doch bald geben, aber jetzt muss ich 50 Fr. haben. Ich kann jetzt allerlei machen, ich hätte Zeit für das Kind zu arbeiten. Aber Geld muss ich haben, wenn ich's nicht bekomme, schicke ich halt eine Rechnung.

Wenn ich nicht krank wäre, brauchte ich kein Geld, der Doktor hier sagte, wenn ich nicht gekommen wäre, wäre ich nach der Geburt lungenkrank geworden, ich sei zu schwach und hätte zu wenig Blut, ich sei stark blutarm, und jetzt sei mir noch zu helfen. Mir gefällt es gut hier, ich bin noch im Bett. Morgen kann ich dann aufstehen.»

Am 31. Januar 1921 heiratete Hedwig ihren Alfred. Nach der Geburt ihres Bübchens Johann zog das Paar ins aargauische Freiamt. Hier starb sie 1983 nach einem langen Leben, betrauert von ihren zahlreichen Kindern und Enkeln.